



ISBN: 978-3-98660-216-1

© 2025 Kampenwand Verlag
Raiffeisenstr. 4 · D-83377 Vachendorf
www.kampenwand-verlag.de

Versand & Vertrieb durch Nova MD GmbH
www.novamd.de · bestellung@novamd.de ·
+49 (0) 861 166 17 27

Text: A.D. WiLK
Lektorat: Freya von Korff
Korrektorat: Jona Gellert
Bilder: Shutterstock ©Daisy and Bumble ©Deckar VN
©SvetlanaDesing06685 ©Olga Rai ©Polina Tomtosova

Druck: Custom Printing
Wał Miedzeszynski 217, 04-987 Warszawa, Polen

UND WENN
ICH ES
selbst wert
BIN



*Weil du verdient hast, zu sehen,
wie wertvoll du bist.*



Ich betrachtete mich im Spiegel. Das gleiche Bild wie an jedem Morgen. Ich wollte mögen, was ich sah, und irgendwie tat ich das auch. Ich lächelte mir entgegen. Mein Spiegelbild erwiderte das Lächeln nicht besonders überzeugend. Nein, es war das falsche Kleid. Ein rotes Sommerkleid mit kurzen Ärmeln und einem knielangen Rock, das perfekt zu meiner leichten Sommerbräune und meinen dunkelblonden Haaren passte. Es ließ mich strahlen. Es war wunderschön und doch ... es zeigte einfach zu viel von mir.

Schnell zog ich es mir wieder über den Kopf, denn ich wollte Tommy nicht länger warten lassen.

Ich entschied mich für eine Jeans, die nicht zu eng saß, und ein T-Shirt mit einem witzigen Spruch. Die Bewohner würden es mögen. Zumindest die, die meinen Humor teilten.

Ich mache keine Pausen, ich sammle Geschichten.

Noch einmal betrachtete ich mein Spiegelbild. Das Lächeln war jetzt überzeugend. Ja, so fühlte ich mich wohl. Das Kleid hängte ich zurück auf seinen Bügel, wo es noch etwas länger auf seinen ersten Einsatz warten würde. Wir hatten es vor zwei Jahren gekauft, als Tommy und ich unseren ersten gemeinsamen Urlaub auf Mallorca

verbracht hatten. Er hatte es gemocht, doch ich hatte mich von Anfang an nicht wohl darin gefühlt.

Oder vielmehr sah ich mich gern darin, doch ich war nicht bereit, dass die Öffentlichkeit mich darin ansah.

»Marly, kommst du?« Er klang nicht genervt und doch löste die Frage ein paar Stresshormone aus ihren Verankerungen, die jetzt durch meine Blutbahnen schossen.

Ich warf einen Blick auf die Uhr. Es war halb sechs. In einer Stunde startete meine Schicht. Tommy begann erst um acht Uhr zu arbeiten, doch er verbrachte den Morgen im Fitnessstudio. Wenn ich Spätdienst hatte, begleitete ich ihn manchmal. Meistens war ich dafür jedoch zu müde. Und außerdem ... die Vormittage wollte ich eigentlich für mein Projekt reservieren, in dem ich mich genauso gern sehen würde wie in dem roten Kleid, das jetzt wieder im Schrank hing. Doch auch das Projekt traute ich mir nicht überzuziehen. In diesem Fall jedoch nicht, weil es mich nicht strahlen lassen würde. Nein, es war einfach zu groß für mich. Und außerdem

...

»Marly?«

»Ich komme.« Ich griff nach meiner Strickjacke. Am Morgen war es noch zu frisch für kurze Ärmel. Wenn ich das *Haus Sophia* am Nachmittag verließ, würden mich die langen Hosenbeine schwitzen lassen. Doch zu diesem Zeitpunkt wäre ohnehin jedes Kleidungsstück zu viel und das Einzige, was ich dann brauchte, wäre eine Dusche.

Tommy stand bereits vollständig angezogen im Flur. Für einen Moment betrachtete er mich. Ich konnte seinen Blick nicht deuten. Suchte er nach etwas? Hatte ich doch das falsche Outfit gewählt? War die Jeans zu eng? Doch dann lächelte er liebevoll und vertrieb damit fast alle Gedanken, die mich zuvor verunsichert hatten. »Ich mag es, dass du morgens keine Stunden im Bad damit verbringst, dein Gesicht anzumalen. So kann ich *meine* Marly viel besser sehen.«

Die Worte waren sicher lieb gemeint, doch erneut lösten sie Unsicherheit in mir aus. Nein, ich schminkte mich nicht. Und ich wusste, dass Tommy mich auch ohne Make-up mochte. Außerdem

gab es keinen Grund, Lidschatten und Lippenstift zu tragen, wenn ich vollbepinkelte und anders besudelte Bettlaken wechselte. Doch das war nicht der Grund, aus dem ich darauf verzichtete.

»Lass uns gehen. Wir sind spät dran.«

»Und wessen Schuld ist das?« Er sagte es liebevoll und doch fühlte ich mich mies bei seinen Worten.

»Meine. Ich habe mein Outfit gewechselt.« Ich sagte es beiläufig, zog meine Sneaker an, die vor Jahren mal weiß gewesen waren, und griff nach meiner Tasche. »Wollen wir?« Ich zwang mich zu einem Grinsen. Manche Morgen begannen einfach mies.

Als wir eine knappe Minute später auf der Straße vor unserem Haus standen und uns auf den Weg zur U-Bahn machten, fühlte ich mich etwas besser. Zu dieser Uhrzeit war die Reichenberger Straße so ruhig, dass ich fast vergaß, dass wir uns mitten in Kreuzberg befanden.

»Mit wem arbeitest du heute?« Tommy verschränkte die Finger seiner linken Hand mit denen meiner rechten. Ich mochte es, dass wir auch nach vier Jahren Hand in Hand durch die Straßen liefen.

»Wenn alle kommen, die im Dienstplan stehen, sind es Jonas, Amanda von der Zeitarbeitsfirma und Gustav, der die Schichtleitung übernimmt, weil Gertrud noch krank ist.« Zu wenig Leute für die fast fünfzig Menschen, die wir betreuten. Mit Jonas kam ich in der Regel gut klar. Amanda mochte mich nicht und Gustav verteilte die Bewohner und die anderen Aufgaben so, dass er am wenigsten zu tun hatte und wir anderen noch weniger mit der Arbeit hinterher kamen, als es ohnehin schon der Fall war.

Doch ich beschwerte mich nicht. Das tat ich nie. Ich mochte meinen Job, auch wenn ich jedes Mal mitleidige Blick erntete, wenn ich jemandem erzählte, dass ich in der Pflege in einem Altenheim an der Grenze zu Marzahn arbeitete.

»Meinst du, du könntest Amanda heute mal ein bisschen Kontra geben?«

Jetzt war ich es, die die Augen verdrehte. »Wenn ich eine freie Minute finde, werde ich es tun.« Das würde ich nicht. Freie Minuten gab es nicht. Und wenn ich sie fand, nutzte ich sie, um den

Bewohnern ein bisschen mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Ich mochte die meisten von ihnen. Okay, manche hatten nicht nur die Namen ihrer Enkelkinder vergessen, sondern wussten auch nicht mehr, wie man menschlich mit anderen Menschen umging.

Doch einige von ihnen waren mir so sympathisch, dass ich mich gern auf Gespräche mit ihnen einließ, für die ich eigentlich keine Zeit hatte. Dabei würde ich sie mir gern nehmen. Diese Menschen waren es, die mich schon während meiner Ausbildung zu meinem Projekt inspiriert hatten. Ihre Lebensläufe waren interessant. Sie hatten so viel erlebt und es stimmte mich traurig, dass all ihre Geschichten ungehört blieben. Dabei war jede einzelne von ihnen es wert, dass die Welt sie kennenlernte.

Oftmals erhielten sie keinen Besuch von Verwandten. Es gab nur sehr wenige Bewohner, die gelegentlich für einen Ausflug abgeholt wurden. Die meisten verbrachten ihre Tage allein in ihren Zimmern oder in den Gruppenräumen. Zwischen manchen hatten sich Freundschaften entwickelt. Doch sie waren nicht besonders tief, denn jeder von ihnen wusste, dass das *Haus Sophia* kein Zwischenstopp war. Oder vielleicht war es das. Ein Zwischenstopp, von dem aus sie die letzte Reise ihres Lebens antreten würden.

»Du musst dir diese freie Minute nehmen, Marly.«

Ich atmete tief durch. »Amanda steht heute nicht auf meiner Prioritätenliste.«

»Marly. Warum setzt du sie nicht endlich drauf?« Er klang fast wütend.

Ich hatte den Fehler begangen, mich einmal zu oft über diese Frau bei Tommy zu beschweren. Beschwerden. Ja, ich beschwerte mich, wenn ich über sie jammerte. Wenn Tommy mich allerdings nach meinem Tag fragte, wollte er auch immer wissen, was sie wieder getan hatte. Und dann erzählte ich es ihm. Und weil Tommy schon das ein oder andere Coaching über seinen Arbeitgeber im Bereich Persönlichkeitsentwicklung mitgemacht hatte, wollte er mir immer wieder erklären, wie ich mich in bestimmten Situationen verhalten sollte. Aber er hatte keine Ahnung, wie sich

diese Situationen in der Realität anfühlten. Deshalb nützten mir seine gut gemeinten Tipps fast nie etwas und inzwischen war ich auch genervt von ihnen.

»Mal sehen.« Wir führten dieses Gespräch regelmäßig. Deshalb war ich froh, als wir die U-Bahn-Station am *Kottbusser Tor* erreichten. Hier würden sich unsere Wege trennen.

»Hab viel Spaß beim Training.« Ich stellte mich leicht auf die Zehenspitzen und küsste ihn.

Er erwiderte meinen Kuss. »Hab einen schönen Tag.« Mit einem Lächeln löste er die Verschränkung unserer Finger und drehte sich in die Richtung, in die sein Weg ihn führte. Ich stieg die Treppen zur Bahn hoch. Denn in diesem Teil der Stadt fuhr die U-Bahn oberirdisch auf über der Straße verlaufenden Schienen.

Ich wartete nicht auf das grüne Symbol der Ampel und überquerte die Skalitzer, während ich in meiner Tasche kramte, um einen Euro herauszuholen. Ich legte ihn der alten Frau, die an einen der riesigen Stahlpfeiler gelehnt saß, in den Becher und lächelte sie an. »Guten Morgen, Hilde.«

»Guten Morgen, Marly. Gott segne dich.« Ihre Stimme klang kratzig, ihr Gesicht wies die Spuren einer schlaflosen Nacht auf.

»Brauchst du noch einen Kaffee?« Ich sah zu dem kleinen Kiosk, der ein paar Meter entfernt stand. Eigentlich hatte ich keine Zeit, ihr einen zu kaufen. »Warte, ich bin gleich zurück.« Ich eilte zum Kiosk und fluchte innerlich, weil ein Mann vor mir ans Fenster trat. Nachdem er seine Zeitung bezahlt hatte, bestellte ich einen Kaffee mit viel Milch und Zucker.

Deniz, der Kioskbesitzer warf mir einen vertrauten Blick zu. »Du trinkst deinen Kaffee nicht mit Zucker.«

»Er ist für Hilde.« Ich deutete zu der alten Frau.

Deniz nickte, reichte mir den Kaffee und ein helles Brötchen. »Geht aufs Haus. Aber sag es ihr nicht.«

Lächelnd nahm ich den Becher und die Papiertüte entgegen. »Natürlich nicht. Mach ich doch nie.« Ich zwinkerte ihm zu, fragte mich für einen Moment, ob diese Geste zu viel war, und wandte mich dann ab. »Hab einen schönen Tag.«

»Du auch, Marly.«

Ich brachte Hilde die Sachen.

»Du bist ein Engel, Schätzchen.«

»Schau, dass du noch etwas Vernünftiges isst heute, ja?«

Sie lächelte nur matt, schnupperte an dem heißen Kaffee und versank wieder in ihrer Welt, die jetzt hoffentlich ein bisschen heller war.

Auch Hilde könnte Teil meines Projektes sein. Doch ich traute mich nicht, sie zu fragen, ob sie das wollte. Denn dies hätte bedeutet, dass ich jemandem davon hätte erzählen müssen. Auch vor Hildes Urteil hatte ich Angst.

Ich eilte die Stufen zum Bahnhof hinauf, doch als ich die Plattform erreichte, fuhr meine U-Bahn gerade davon. Mist! Die nächste würde zwar in ein paar Minuten kommen, doch meinen Anschlussbus würde ich verpassen. Das bedeutete, dass ich schon wieder zu spät kommen würde.

Resigniert ließ ich mich auf eine der Bänke sinken. Wieder einmal zeigte mir das Leben, dass Karma nur eine Erfindung von Leuten war, die anderen Angst machen wollten. Oder wie konnte es sein, dass ich etwas Gutes tat und Gustav dafür einen neuerlichen Grund gab, mich zu trietzen?



Jetzt im Sommer war es hell, wenn ich morgens mit Bus und Bahn durch die Stadt fuhr. Im Winter waren die Frühschichten eine echte Herausforderung. In der hellen Jahreszeit blickten die Leute in den Öffis und an den Haltestellen ein bisschen weniger grimmig auf ihre Smartphones.

Ich scrollte selbst durch meinen Instagram-Feed und hatte keine Ahnung, welche Mimik ich dabei aufsetzte. Manchmal fragte ich mich, wer all die Leute waren, denen ich da folgte. Und, obwohl ich natürlich wusste, dass jeder nur die Sahnestückchen seines Lebens postete, fragte ich mich auch, wie sie es schafften, so toll auszu-sehen, solch fantastische Urlaube zu bezahlen und so viele Freunde zu haben.

Ich klickte auf meinen eigenen Feed. Es war Wochen her, seit ich selbst ein Bild veröffentlicht hatte. Ein großer Salat. Mein Geburtstagsessen.

Ich erreichte meine Haltestelle, ließ einem Mann in meinem Alter den Vortritt beim Aussteigen und überprüfte mein Äußeres, als ich um die Haltestelle herum lief und deren Rückseite mir mein Spiegelbild entgegenwarf. Für einen winzigen Moment sah ich mich in dem roten Kleid. Und für einen winzigen Moment bereute ich,

dass ich es nicht angezogen hatte. Für den Weg zur Arbeit. Denn in ein paar Minuten würde ich ohnehin einen Kasack darüber ziehen.

Ich warf einen Blick auf die Uhr. Es war 6:33 Uhr. Verdammt. Ich beschleunigte meinen Schritt und rannte schließlich die Straße zum *Haus Sophia* hinauf. Schon nach wenigen Minuten kam mir Susi aus der Nachtschicht entgegen. Mal wieder hatte sie ihre Schicht ein bisschen früher als pünktlich beendet. Welche Überraschung! Ich verlangsamte meinen Schritt, um ihr trotzdem einen guten Morgen zu wünschen.

Sie strahlte mich an. »Frau Klein ist gerade gestorben. Sie steht auf deiner Liste. Tschühüss.« Sie winkte mir zu, zog genüsslich an ihrer Zigarette und spazierte dann weiter in die Richtung, aus der ich gerade gekommen war.

Ich stoppte und sah ihr nach. Frau Klein.

Ich schluckte den Kloß und das miese Gefühl hinunter, das die Diskrepanz zwischen ihren Worten und ihrem glücklichen Gesichtsausdruck ausgelöst hatte. Susi war schon seit zwanzig Jahren Pflegerin. Sie machte die Nachtschichten, weil ihr Rücken nicht mehr stark genug für den Frühdienst war. Und sie scherte sich nicht mehr darum, wenn eine Bewohnerin starb, weil es inzwischen vermutlich hunderte waren, die sie hatte gehen sehen.

Mir ging es anders.

Zwölf Minuten nach dem offiziellen Beginn meines Dienstes betrat ich das Dienstzimmer umgezogen und mit desinfizierten Händen. »Guten Morgen.«

Nur Gustav befand sich im Raum. Er starrte auf den Computermonitor, dessen Plastikrahmen breit genug war, damit wir dort Post-its anheften konnten. Es war ein alter Computer, ein altes Gebäude und die Bewohner zahlten nicht genug, damit der Träger es auf dem neuesten Stand halten konnte.

»Du bist zu spät.«

»Es tut mir leid.«

Ich betrachtete die Stecktafel. Zehn Bewohner waren mir zugeteilt, darunter die Verstorbene. »Wer hat Frau Klein gefunden?« Es erschien mir seltsam, dass ihr Tod schon festgestellt worden

war, wo doch ich die Erste hätte sein müssen, die das Zimmer an diesem Tag betrat. Frau Klein wohnte allein. Es musste also während einer Runde der Nachtschicht geschehen sein.

»Susi. Vor etwa vier Stunden auf ihrer Runde über die Station. Der Arzt war sofort danach da, weil er sowieso gerade auf einer anderen Station gewesen ist.« Das bedeutete, dass mindestens drei Stunden vergangen waren, in denen Susi Zeit gehabt hätte, sich um Frau Klein zu kümmern.

Wut stieg in mir auf. Ich schluckte sie runter und fragte nicht, warum sie sich dann nicht selbst darum gekümmert hatte, sie für die Abholung durch den Bestatter vorzubereiten. Die Antwort darauf kannte ich genau. Sie hatte gewusst, dass ich kommen würde. Und sie wusste auch, dass ich mich nicht darüber beschweren würde.

»Ach, noch was. Amanda hat sich krank gemeldet. Du hast also auch die Hälfte ihrer Bewohner.«

»Schon wieder?«

»Es ist wieder Mittwoch.« Gustav zuckte nur resigniert mit den Schultern.

Fast hätte ich ihn gefragt, ob er nicht einspringen wollte, doch er hätte mir die gleiche Antwort gegeben wie jedes Mal. Keine Zeit.

Die hatte ich auch nicht. Und deshalb beeilte ich mich, um in Frau Kleins Zimmer zu gelangen. Sie war schon seit über einem Jahr hier gewesen. Ihre Familie hatte sich lange in ihrem Haus um sie gekümmert. Doch irgendwann waren sie dazu nicht mehr in der Lage gewesen. Frau Klein war eine der wenigen Bewohnerinnen gewesen, zu der jede Woche jemand kam, um ihr Geschichten von der Außenwelt zu erzählen, ihr zu zeigen, dass sie noch immer geliebt wurde und nicht allein war. Sie bekam Blumen, Schokolade und Umarmungen.

Das hatte sie auf der Station unter den anderen Bewohnern unbeliebt werden lassen. Denn die meisten hier erhielten nur sehr selten Besuch. Sie beneideten jene, bei denen das anders war. Zumindest die, die das noch wahrnahmen.

»Hallo, Ruth.« Ich schloss die Tür hinter mir und drückte auf den Schalter, der im Flur ein Licht aufleuchten ließ. Das Signal dafür, dass sich eine Pflegekraft im Zimmer befand.

Dann ging ich zu ihrem Bett und setzte mich auf einen Stuhl neben sie. Trotz der wenigen Zeit, die ich hatte, und der Minuten, die ich durch die verpasste Bahn verloren hatte, nahm ich mir diesen Moment. Ich griff nach der Hand der alten Frau, die den Holocaust überlebt hatte. Die Jahrzehnte damit verbracht hatte, Kindern in Schulen durch Vorträge und Gesprächsrunden nahezubringen, was sich in Geschichtsbüchern so trocken und unvorstellbar liest.

In den zehn Minuten, die ich mit ihr hatte verbringen können, wann immer sie auf meiner Liste stand, hatte sie mir von diesem Leben erzählt. Manchmal war ich nach meiner Schicht geblieben, um mir eine ihrer Geschichten anzuhören. Fast hätte ich sie gebeten, sie aufschreiben zu können. Sie für sie weitererzählen zu dürfen. Doch ich hatte es nicht getan. Bei keinem hatte ich es bisher gewagt.

Ihre Geschichten waren zu wichtig. Ich war nicht die Richtige, um sie festzuhalten.

Ruths Familie hatte darauf bestanden, dass sie sich um die Reinigung des Körpers kümmerten. Auch, dass sie sofort über den Tod informiert wurden, damit jemand bei dem Leichnam wachen konnte.

Erneut stieg Wut in mir auf, denn auch Susi wusste über diese Bitte Bescheid. Ruth war nicht die erste jüdische Bewohnerin, die hier starb.

Ihre Hand war kalt, als ich danach griff, und ich fröstelte etwas. Auf ihrem Gesicht lag ein friedlicher Ausdruck. So, als hätte sie ihn wirklich gefunden. Den Frieden. Fast achtzig Jahre, nachdem er offiziell verkündet worden war.

»Erzähl mir noch eine letzte Geschichte, Ruth.« Und ich lauschte. Hörte ihre Stimme, vernahm ihr Lachen und meinte, Worte zu erkennen, die sich zu einer Anekdote formten, die ich bereits kannte.

Seufzend stand ich auf. »Es war schön, dich gekannt zu haben.« Ich ging zu ihrem Kleiderschrank, nahm aus dem obersten Fach ein weißes Tuch heraus und ging zurück zum Bett. Die Familie

hatte das Tuch dort deponiert und die Bitte geäußert, es nach ihrem Tod über Ruths Körper zu legen. Auch das hatte Susi gewusst. Bevor ich der Bitte nachkam, wechselte ich die Einlage in ihrer Netzhose. Es sollte nicht der Geruch nach altem Urin sein, der die Familie empfing, wenn sie hier auftauchte.

Als ich das Tuch über ihr ausgebreitet hatte, sah ich mich noch einmal im Zimmer um. Es gab nichts mehr für mich zu tun außer das Fenster zu öffnen. *Damit die Seele den Raum verlassen kann.* Noch in meiner Ausbildung hatte mich eine Sterbende darum gebeten. Seither tat ich es jedes Mal.

»Ruhe in Frieden, Ruth.« Ich wischte die Träne von meiner Wange, schaltete das Anwesenheitslicht aus und verließ das Zimmer. Susi mochte strahlen, wenn eine Bewohnerin starb. Für mich bedeutete jeder einzelne dieser Menschen etwas. Und auch wenn ich nach acht Jahren in diesem Beruf wusste, dass der Tod plötzlich kam und dazugehörte und dass es für die meisten der Bewohner eine Erlösung war, zu sterben, ließ mich ihr Gehen mit Schwermut zurück.

Zumindest für einen Moment. Und in diesem Moment wollte ich ihr Leben mit Respekt und sie nicht als einen toten Körper betrachten, um den sich gekümmert werden musste.

Zurück im Dienstzimmer fragte ich Gustav, wann die Verwandten kommen würden.

»Ich habe sie noch nicht angerufen.«

Entsetzt sah ich ihn an. »Warum nicht?«

»Es ist noch nicht mal sieben, Schätzchen. Lass die Leute schlafen.«

Schätzchen. Ich hasste es, wenn er mich so nannte. Doch ich sagte nichts. Wieder einmal schluckte ich meinen Ärger runter, denn es hätte sowieso nichts geändert, wenn ich ihm widersprochen hätte. Für Gustav war ich ein Schätzchen. Jemand, die er rumkommandieren und auf der er herumtrampeln konnte. Er würde damit nicht aufhören, nur weil ich ihn vor Wut heulend darum bat, es sein zu lassen.

Deshalb griff ich zum Telefon. »Wo ist die Nummer?«

Er reichte mir einen Zettel. Ganz so, als hätte er darauf gewartet, dass jemand kam, um ihm diesen Job abzunehmen. Dass ich dieser Jemand war, überraschte ihn vermutlich so wenig wie mich.



Acht Stunden später verließ ich das *Haus Sophia* durch die Glastür am Eingang. Meine morgendliche Befürchtung bestätigte sich nach den ersten Schritten. Es war viel zu warm für die lange Jeans. Die Sonne brannte vom strahlend blauen Himmel. Es mussten dreißig Grad sein. Auf dem Weg zum Bus hüpften Kinder mit Eis am Stiel an mir vorbei und ich blickte mich suchend nach der Quelle dafür um. Bestimmt hatten sie es im Supermarkt gekauft. Ich könnte die Einkäufe für das Abendessen hier erledigen und mir selbst ein Eis holen.

Ob Tommy Lust auf eine Tofu-Gemüse-Pfanne hatte?

Ich zog mein Telefon aus der Tasche, um ihn anzurufen, und sah auf dem Display drei verpasste Anrufe von meiner Mutter und fünf Textnachrichten. Etwas verkrampfte sich in mir. Ich machte mir keine Sorgen, dass etwas passiert sein konnte. Ich war ziemlich sicher, dass sie nur wieder etwas gefunden hatte, was ich falsch gemacht hatte. Vermutlich hatte ich vergessen, Großtante Irmgard zu ihrem Geburtstag anzurufen. War der nicht im Juli?

Am liebsten hätte ich die Nachrichten ignoriert und mich später mit ihnen beschäftigt. Doch jetzt, nachdem ich sie gesehen hatte, würden sie mich nicht mehr loslassen, ehe ich wusste, worum es ging, und darauf reagiert hatte.

Du hast mir noch nicht gesagt, wann ihr am Sonntag kommt.

Kein *Hallo*. Kein *Wie geht's dir?*

Stattdessen folgte fünfzehn Minuten später die nächste Nachricht:

Ich möchte meinen Tag auch planen. Gib mir bitte Bescheid.

Beide Nachrichten waren vor zehn Uhr eingetroffen. Sie wusste, dass ich arbeitete. Sie wusste, dass ich mein Telefon nicht bei mir trug, wenn ich arbeitete. Sie wusste, dass ich während dieser Zeit nicht erreichbar war. Schon wieder wurde ich wütend. Und sofort drückte ich die Wut zurück in die Ecke, in der sie seit dem Aufeinandertreffen mit Susi am Morgen hockte.

Die drei weiteren Nachrichten hatte sie über den Rest des Tages verteilt. Es waren Variationen der vorherigen.

Ich muss wissen, wann ich das Essen auf den Herd stelle.

Es dreht sich nicht alles nur um dich, Marlene. Ich habe auch ein Leben.

Wenn ihr nicht kommen wollt, sag es mir bitte rechtzeitig.

Ich seufzte tief, öffnete die Telefon-App und wählte ihre Nummer.

Sie nahm nach dem dritten Klingeln ab. »Oh, dass ich das noch erleben darf.«

»Ich habe gearbeitet.« Ich klang genervt und klein. Wie das kleine Mädchen, das ich in ihrer Gegenwart nie aufgehört hatte zu sein.

Natürlich hatte sie eine passende Antwort. »Du hättest dich gestern Abend melden können.«

Ich gab klein bei, weil es nichts brachte, mit ihr zu streiten. Es brachte nichts, sie daran zu erinnern, dass wir an jedem zweiten

Sonntag zur gleichen Zeit bei ihr auftauchten und ich mich deshalb nicht gemeldet hatte. »Es tut mir leid. Ich hätte mich spätestens am Freitag gemeldet.« Es war die falsche Entschuldigung. Ich spürte es sofort.

»Freitag? Du denkst wirklich, ich hätte kein Leben, oder?«

»Nein, das glaube ich nicht. Ich weiß, du hast ein Leben. Und es tut mir leid, dass ich mich noch nicht gemeldet habe. Wir werden gegen elf Uhr da sein und wir bringen einen Kuchen mit.«

»Es wäre schön, wenn ihr dieses Mal wirklich pünktlich kommt. Und ich hoffe, es ist ein fettarmer Kuchen mit wenig Zucker. Wir müssen beide auf unsere Figur achten.«

Bähm. Zweimal. Sie hatte mir nicht nur einen Schlag verpasst, sondern mit dem ersten nur das Ziel festgelegt, um dann mit dem zweiten kräftig auszuholen und mich k. o. zu schlagen. Aus diesem Grund fehlten mir auch jegliche Worte, um etwas darauf zu erwidern.

»Was habt ihr denn heute noch vor, Schätzchen?« Für meine Mutter war nun alles gesagt, was sie gegen mich hatte richten können, und sie fand ihre liebevolle Seite wieder. Manchmal glaubte ich, dass sie selbst erkannte, wann sie zu weit gegangen war, und dann versuchte, es wiedergutzumachen, indem sie in die Rolle schlüpfte, die mich davon abhielt, den Kontakt zu ihr auf ein Minimum zu reduzieren.

Doch sie hatte mich Schätzchen genannt. Wie Gustav wusste sie nicht, dass ich das nicht mochte. Wie bei Gustav teilte ich dieses Wissen nicht mit ihr, denn es würde nichts bringen.

»Nichts. Tommy arbeitet bis sechs. Dann essen wir und vielleicht schauen wir noch einen Film. Ich war gerade auf dem Weg zum Supermarkt, um für das Abendessen einzukaufen.«

»Du solltest ihn auch mal an den Herd lassen, Marlene.« Der nächste Schlag. Natürlich unbewusst.

»Das mache ich. Aber Tommy arbeitet viel länger als ich und mir macht es Spaß, in der Küche zu stehen und das Essen vorzubereiten.«

»Arbeitet er nicht so lange, weil er morgens zum Sport geht? Dann solltest du am Abend zum Sport gehen.« Der nächste wenig dezente Hinweis auf meine Figur.

»Ich bin jetzt beim Supermarkt. Wir sehen uns am Sonntag. Schreib uns, was wir noch mitbringen sollen.«

Sie startete noch ein paar Versuche, das Gespräch aufrechtzuerhalten, doch ich würgte sie ab und beschleunigte meinen Schritt. Ganz so, als könnte sie sehen, dass ich gelogen und den Supermarkt noch gar nicht erreicht hatte.

Das führte dazu, dass ich noch mehr schwitzte, noch mehr bereute, dass ich nicht das rote Kleid angezogen hatte. Doch das war Unsinn. Es hätte dafür gesorgt, dass ich auffiel. Und zwar durch dunkle Flecken unter den Achseln. Und das war das Letzte, was ich in diesem Moment wollte.

Ich betrat den Supermarkt und ließ mich von der durch umweltvernichtende Klimaanlage erzeugten Polartemperatur empfangen. Für einen Moment genoss ich die Abkühlung, dann nahm ich mir einen Korb, in den ich nach und nach die Lebensmittel legte, die ich für das nicht abgesprochene Abendessen brauchte. Und weil ich wusste, dass Tommy mit Tofu und Gemüse nicht ganz so glücklich sein würde, ich ihn aber jetzt nicht mehr anrufen wollte, um ihn zu fragen, legte ich schlechten Gewissens zwei Scheiben Fleisch zu den Bio-Bohnen. Konventionelles Fleisch, auch wenn ich wusste, dass dies nicht richtig war.

Fast schon suchte ich die Blicke der anderen Leute, erwartete, dass sie meinen Korbinhalt genau analysierten, um sich ein Bild von der Frau Ende zwanzig zu machen, die in viel zu warmen Hosen Dinge einkaufte, die ihren Klima-Fußabdruck enorm vergrößerten. Denn auch das Tofu war aus Umweltsicht nicht die beste Fleischalternative, oder?

Das Eisregal ließ ich unbeachtet. Zumindest versuchte ich es, denn es schrie mich fast an: *Du darfst hier nichts nehmen. Du bist zu dick.*

Es klang wie meine Mutter. Nur deutlich eisiger.

Der Tag hatte okay angefangen, hatte traurig und mies Fahrt aufgenommen und fand nun einen Höhepunkt, der mich bis in den Abend hinein begleiten würde. Vielleicht konnten Tommy und ich wenigstens einen schönen Abend miteinander verbringen. Doch ich sah mich schon allein vor dem Fernseher sitzen, während er in unserem gemeinsamen Arbeitszimmer an seinem unordentlichen Schreibtisch stand und sich um unsere Altersvorsorge kümmerte, während er irgendwelche Ebenen und Grafiken betrachtete, die für mich so viel Sinn ergaben wie die Zellstruktur eines Elefantenfußes. Er tat es für uns, aber manchmal wünschte ich mir, dass er einfach neben mir auf der Couch sitzen würde.

Denn ich fühlte mich mies, wenn ich es allein tat. Es war unser gemeinsames Arbeitszimmer. Wir hatten es uns mit dem Ziel eingerichtet, dass wir dort an Dingen arbeiteten, die uns irgendwie weiterbrachten. Tommy mit den Aktien und ich mit meinem Projekt, von dem ich selbst ihm nur sehr schwammig erzählt hatte.

Ich hatte also meinen eigenen Schreibtisch, weil ich selbst etwas tun wollte. Es war kein Stehschreibtisch, wie Tommy einen hatte. Aber nicht einmal sitzen tat ich daran. Der Laptop hatte eine dicke Staubschicht auf dem Deckel, weil ich ihn nicht einmal öffnete, um darauf Netflix zu gucken oder E-Mails zu beantworten. Dafür hatte ich schließlich mein Handy.

»Haben Sie unsere App?« Die Kassiererin riss mich aus meinen Gedanken.

Ich sah mich um, um mich daran zu erinnern, was das für ein Supermarkt war, und schüttelte dann den Kopf. »Nein, tut mir leid.«

Sie lächelte freundlich und ich betrachtete sie. Das ausgewaschene Uniformshirt war ihr etwas zu eng. Sie war nicht geschminkt und ihre Haare waren zu einem Pferdeschwanz gebunden, der sich langsam löste. Auf ihrem Namensschild stand Teresa Sommer.

»Nehmen Sie sich gern einen Flyer mit.« Sie reichte mir einen und ich nahm ihn, auch wenn ich wusste, dass ich mir die App nicht installieren würde. Aber ich wollte nicht, dass sie sich schlecht fühlte. Irgendwie wirkte sie traurig.

Danach schwiegen wir, bis sie mir den Betrag nannte und wir uns gegenseitig einen schönen Nachmittag wünschten.

Als ich den Supermarkt mit zwei vollen Einkaufstüten verließ, empfing mich die Hitze und die Aussicht auf die Rücklichter meines Busses, den ich soeben verpasst hatte.